

CHRIST IN DER GEGENWART

2

Der mündige Patient

Die Rolle des Arztes ist einem grundlegenden Wandel unterworfen – und damit auch die Rolle des Kranken. → 23

Schöpfungsfrage

Der Literaturwissenschaftler Wolfgang Frühwald über Forschung, Gottesgefühle und unsere Zweifel. → 25

Filmkritik: „An ihrer Seite“

Sarah Polley hat ein wichtiges Werk über Alzheimer-Kranke und die Würde der Ehe gedreht. → 27



60. JAHRGANG FREIBURG, 13. JANUAR 08

WWW.CHRIST-IN-DER-GEGENWART.DE

EINZELPREIS: 2,00 EURO 21

DER KOMMENTAR

Öffentlich

Es gibt keinen einzigen islamischen Staat der Welt, der überzeugend demokratisch, freiheitlich, fortschrittlich ist. Deshalb wecken Ereignisse, in denen sich der Islam öffentlich regt, unsere nervöse Aufmerksamkeit, von den Turbulenzen Pakistans bis zum Aleviten-Protest gegen einen „Tatort“-Krimi. Es war schon eindrucksvoll, wie sich diese muslimische Minderheit gut organisiert demonstrativ rund ums Wahrzeichen des christlichen Deutschland, den Kölner Dom, aufstellte, während von Christen kaum noch ein Signal gesellschaftlicher Präsenz ausgeht. Die Bevölkerung ist beunruhigt über selbstbewusste Moscheebauten, nicht aber über Kirchenschließungen mangels christlicher Anwesenheit. Überfüllte Weihnachtsritual-Gottesdienste verdecken die Realität nicht.

Wir haben ein Problem: Selbst unter christlichen Spitzenpolitikern verschiedener Parteien wird die christliche Grundhaltung immer unsichtbarer, um das breite Volk anzusprechen. Der Eindruck entsteht, auch Christen handelten bloß noch pragmatisch, nach Nützlichkeit. Wenn zudem christliche Führungspersönlichkeiten sich in ihrer Lebensführung stets weniger von dem unterscheiden, was „gang und gäbe“ ist, verstärken sich die Irritationen. Christsein ist eben nicht „gang und gäbe“, von Anfang an nicht. Häufig war es Widerstand, Unterscheidung.

Die öffentliche Geistesabwesenheit des Christentums mag damit zusammenhängen, dass man sich auf einem harmonischen staatskirchenrechtlichen Einvernehmen ausruht und sich mit den medialen Statements einer Handvoll katholischer Bischöfe, eines evangelischen Bischofs sowie einer evangelischen Bischöfin und einiger kirchlicher Organisationen zufriedengibt. Die religiösen Laienvereinigungen und Verbände sind nach außen weitgehend bedeutungslos geworden. Gewiß kann es nicht das Ziel sein, die kirchliche Geschlossenheit vergangener Zeiten, einen Neointegralismus mit all seiner Bevormundung zu beschwören. Natürlich muss man nicht Christ sein, um diesen oder jenen politischen Vorschlag zu befürworten. Umgekehrt jedoch ist nicht jede politische oder gesellschaftliche Zielsetzung aus christlicher Haltung gutzuheißen. Es muss uns zu denken geben, wenn – wie die „Badische Zeitung“ berichtete – sich in China Anwälte, Bürgerrechtler, Umweltschützer, Intellektuelle dem Christentum wegen seiner öffentlichen – politischen, sozialen, kulturellen – Geistes- und Gestaltungskraft zuwenden. Fan Yafeng vom Rechtsinstitut der Akademie der Sozialwissenschaften begründete seinen Taufentschluß so: „Wenn man sich die westlichen Länder anschaut, sie sind demokratisch, freiheitlich, achten die Menschenrechte. Aus meiner Sicht liegt das an der Religion.“ CIG

Lass es nur zu!

Bewahren oder verändern – im Umbau religiöser Räume spiegeln sich Lebensgefühle.

Von Thomas Meurer

Selbst bei ausgeschalteter Beleuchtung glimmen die vom rötlichen Schein des Ewigen Lichts beleuchteten Worte noch in das Dunkel des Kirchenraumes hinein: „Tu solus sanctus“ ist in Messingbuchstaben auf den mit wenig künstlerischer Ambition gefertigten Tabernakel geschrieben, auf den der gesamte Kapellenraum hin ausgerichtet ist. Jahre hindurch bin ich als Schüler hier wöchentlich zum Schulgottesdienst gegangen. Du allein bist heilig – damals waren wir stolz, als unsere ersten Brocken Latein ausreichten, um zu verste-

hen, was da Geheimnisvolles stand. Jenes Zitat aus dem Gloria, das wir eher als Mahnung denn als Lobpreis verstanden. Ja nicht vergessen, wer unter all den heiligmäßigen und mäßig heiligen Dingen unseres Alltags allein der Heilige, der Herr und der Höchste ist!

Über zwanzig Jahre liegt meine Schulzeit zurück. Nicht nur die inzwischen größtenteils gut neunzig Jahre alte Inneneinrichtung der Schulkapelle ist in die Jahre gekommen. In den letzten beiden Jahrzehnten haben sich Einstellungen, Trends und Moden schneller geändert, als ich es zuweilen wahrgenommen habe oder selber wahrhaben will. Kein Wunder also, dass Forderungen nach Umbau und jugendgerechter Umstrukturierung der Schulkapelle mich befremden.

Da sind die einen, die am liebsten den ganzen Kirchenraum ausräumen

würden und möglichst alles so mobil gestalten möchten, wie es dem flexiblen Menschen entspricht: ein wandelbarer Raum für sich stets verändernde Anforderungen. Und da sind die anderen, die am liebsten alles so lassen würden, wie es ist. Schließlich ist man gewöhnt an das Gewohnte und muss nicht in einer sich ohnehin stets verändernden Welt ausgerechnet die Räume umgestalten, von denen man Beständigkeit erwartet. Zwischen diesen beiden Extremen das Leporello all derer, die ein bisschen ändern und ein bisschen bewahren wollen: hier etwas verhüllen, dort etwas verkleinern, da etwas umstellen...

In solchen Situationen hofft man auf eine Stimme aus der Höhe, die sagt, woran sie Gefallen findet. Also ruft man einen Experten. Der zitiert den Berliner Zeichner Heinrich Zille, der gesagt habe: „Man kann mit einer →



Gottesgeburt im Tanz

Als ob man in der Musik gleißende Lichtwellen durchlebe – so beschreibt der Choreograf John Neumeier Bachs „Weihnachts-Oratorium“. Neumeier hat das populäre Stück soeben in Wien aufgeführt und damit ungeahnte Hör- und Sehgewohnheiten eröffnet: die Gottesgeburt als neuer

Schöpfungsakt inmitten der alten Schöpfung – voller Leiblichkeit, Sinnlichkeit, Geistigkeit. In kontemplativer Innerlichkeit sinnt Maria (Anna Polikarpowa, vorne) über die Worte des Engels nach. Im Hintergrund Engelsfiguren und Josef als „Zeitgenossen“ von heute. (Foto: pa)

→ Wohnung einen Menschen genauso töten wie mit einer Axt.“ Die Auseinandersetzungen zeigen ein Grundproblem an. Was sind wir bereit, im Blick auf das, was uns heilig ist, zu riskieren? Ja, es geht in einem sehr tiefen und spirituellen Sinne um das, was frühere Generationen als „Aussetzung des Allerheiligsten“ bezeichnet haben, wenn sie von einer Form eucharistischer Frömmigkeit sprachen. Die Provokation der Inkarnation besteht ja gerade darin, dass der, der allein heilig, allein der Herr, allein der Höchste ist, sich in die Verfügungsgewalt menschlicher Existenz hineinbegibt.

„Lass es nur zu!“, antwortet Jesus bei seiner Taufe einem allzu ängstlichen und auf die Gewohnheit eingeschränkten Johannes. Es gibt in religiösen Kontexten die Tyrannei des Gewohnten. „Tu solus sanctus“ – das bedeutet auch, dass ich Gott vertrauen kann, dass er sich über menschliches Handeln und Empfinden, übers Vertraute und Gewohnte hinaus als der erweist, der er ist. ←

FÜR SIE NOTIERT

Tony Blair

Zum Übertritt Tony Blairs in die katholische Kirche schreibt die „Frankfurter Allgemeine“: Vorher sei dieser Schritt undenkbar gewesen. „Das atavistische Ressentiment gegen die ‚Papisten‘, das 1534 mit der Loslösung Englands von der römischen Kirche begann, macht sich hier und da bis heute bemerkbar, nicht zuletzt in dem Gesetz, das katholische Thronanwärter von der Nachfolge ausschließt. Die in den Jahren der Verfolgung gefestigten, durch den Nordirland-Konflikt stets präsent gehaltenen kulturellen Unterschiede sind langlebiger als die um sich greifende Säkularisierung... Bis zum katholischen Emanzipationsgesetz von 1829 durften Katholiken weder wählen noch offizielle Ämter bekleiden; erst seit 1871 wird Andersgläubigen gestattet, in Oxford oder Cambridge zu lehren.“

Charakteristisch für die Herablassung der anglikanischen Elite sei die Haltung des 1903 gestorbenen Staatsmannes Lord Salisbury gewesen. Er kennzeichnete den Katholizismus als „ausgezeichnete Religion für Bauern und Frauen“. Die FAZ: „Von einigen Familien des Hochadels abgesehen, die ungeachtet der Verfolgung an ihrem Glauben festhielten, war der englische Katholizismus, gestärkt durch die irischen Einwanderer, in der Arbeiterschicht am meisten ausgeprägt. Erst allmählich hat sich eine katholische Mittelschicht herausgebildet, die nun in Tony Blair ihren prominentesten Vertreter gefunden hat – just an dem Wochenende, an dem eine Untersuchung von 37 000 Kirchen ermittelt hat, dass anglikanische Kirchenbesucher erstmals seit der Reformation geringer an der Zahl sind als katholische. Während sich der Mitgliederchwund der britischen Staatskirche fortsetzt, erfährt die katholische Kirche in England seit der Erweiterung der Europäischen Union vor allem durch die zugewanderten Polen und Litauer einen Aufschwung.“

CHRISTLICHES ZEITGESCHEHEN

Bescheiden und groß: Aloisio Lorscheider

Mit dem am vierten Advent gestorbenen brasilianischen Kardinal Aloisio Lorscheider hat Lateinamerika einen weiteren bedeutenden Kirchenführer verloren. Wie etliche seiner Kollegen im geistlichen Leitungsamte kam er eigentlich von einer recht konservativen politischen wie religiösen Lebenseinstellung her – und bereitete als „Mann der Mitte“ der Befreiungstheologie in dem einst so bezeichneten „Kontinent der Hoffnung“ den Weg. In einer entscheidenden und schweren Epoche zahlreicher Militärherrschaften hat er in den siebziger Jahren als Vorsitzender der brasilianischen Bischofskonferenz wie des damals international sehr profilierten Lateinamerikanischen Bischofsrats Weichen gestellt für die Erneuerung der Kirche gemäß dem Geist des Zweiten Vatikanischen Konzils, im Sinne einer Option für die Armen und Entrechteten.

Als „Minderbruder“, als Franziskaner, hatte der 1924 geborene Sohn deutscher Einwanderer schon recht früh die Zeichen der Zeit erkannt, die nicht nur von der lateinamerikanischen Politik, sondern auch vom Katholizismus eine grundlegende Umkehr verlangten, Reue und Reform – vor allem Bescheidenheit. Diese hat seinen eigenen Lebensweg und Lebensstil geprägt, ganz besonders seine langjährige Leitungsverantwortung im verarmten Nordostbrasilien, in Fortaleza.

Lorscheider hat die Welt im Gegensatz zu manchen seiner Ansprechpartner in der Zentralleitung der Weltkirche tatsächlich von ganz unten kennengelernt, in dauerhafter leiblich-seelischer Solidarität als Seel-sorger. „Der Bischof wird zum Bruder unter Brüdern.“ So verstand er sein priesterliches Hirtenamt, seine „Oberaufsicht“ als Episkopos mitten unter Leidenden, Gequälten, Zu-Kurz-Gekommenen, unter den Sündern. Aloisio Lorscheider hat versucht, in dem unseligen Konflikt zwischen dem Vatikan und seinem Ordensbruder Leonardo Boff zu vermitteln, ihm bis zuletzt zur Seite zu stehen – am Ende vergebens. Diese Niederlage schmerzte ihn, der später an einer schweren Herzkrankheit litt, auch persönlich sehr.

Trotzdem hat er aus tiefer Frömmigkeit heraus daran festgehalten, dass die Befreiungstheologie weiterhin ihre Aktualität hat, solange es die Armen und Verelendeten auf dieser Erde Gottes gibt, auch wenn sich die politischen Konstellationen und internationalen Einschätzungen im Lauf der Geschichte gewandelt haben und weiter wandeln mögen. Befreiungstheologie war für den Gottesmann Aloisio Lorscheider nicht zuerst eine Lehre, sondern ein Glaubensweg, eine Glaubenshaltung: gering sein mit den Geringsten, vor dem Antlitz Christi, der Ikone des unsichtbaren großen Gottes und des unsichtbaren kleinen Menschen.

Taizé-Treffen in Genf

Zum Taizé-Jugendtreffen hatten sich zum Jahreswechsel in Genf – der Stadt, in der der Gründer der ökumenischen Gemeinschaft, Roger Schutz, die ersten Brüder um sich sammelte – 40 000 Jugendliche aus fünfzig Ländern getroffen. Es war schwierig, alle jungen Leute unterzubringen, obwohl alle Kirchen und sogar die Vorsteher der großen Genfer Moschee sich solidarisch zeigten und bei der Beherbergung mithalfen. Dass die Gemeinschaft auch nach dem Tod ihres Gründers weiter so viele Jugendliche bewegt, liegt nach Ansicht der „Neuen Zürcher Zeitung“ daran, dass „die Gemeinschaft ihrem Pioniergeist und vor allem auch dem Prinzip der Armut treu geblieben ist“. Von Cluny in der Nähe von Taizé war im Mittelalter eine mächtige Reformbewegung des Mönchtums ausgegangen, „die schließlich aber an ihrer Macht und an ihrem Reichtum zugrunde ging. Die Gemeinschaft von Taizé ... will dies unbedingt vermeiden“.

Welche Schule wollen wir?

Welche Schule wollen wir für unsere Kinder? Diese Frage wird in Irland zur Zeit heftig diskutiert. Denn in Dublin soll es demnächst auch staatlich geleitete Grundschulen geben. Bisher wurden fast alle Grundschulen von der katholischen Kirche

verwaltet. Die steigenden Einwanderungszahlen führen aber dazu, dass viele nicht-christliche Eltern an den Staat die Erwartung haben, ihre Kinder in einem religionsunabhängigen Schulsystem erziehen zu lassen. Es sei wichtig, das Bildungssystem an die Bedürfnisse der Menschen anzupassen, erklärte Bischof Leo O'Reilly. Die Kirche werde in den Schulen weiterhin Sakramentenkatechese für katholische Kinder anbieten.

Kenia: Politik mit Stammeskampf

Die Aufstände und Unruhen nach dem Beirug bei den jüngsten Präsidentenwahlen in Kenia wurden ausgenutzt, um auch alte Stammesrivalitäten aufflammen zu lassen und offene tribalistische Rechnungen zu begleichen. Die katholischen Bischöfe haben sich mit Appellen beschwörend an die Öffentlichkeit gewandt, die politischen Manipulationen nicht zum Anlass zu nehmen, „die Hand gegen unseren Nachbarn zu erheben, weil er einer anderen ethnischen Gruppe oder politischen Vereinigung angehört“.

Viele tausend Menschen flüchteten in Kirchen, Schulen und Polizeistationen, wo sie Schutz vor einem aufgebrachten Mob suchten. Besonders dramatisch ist die Situation im westkenianischen Eldoret, wo Stammeskonflikte eine besonders lange Tradition haben. Ein Massaker an über

Kinderkrippen sind nicht so harmlos

Plötzliche oder zu lange Trennungen von den Eltern in der frühen Kindheit bedeuten für das heranwachsende Kind einen bedrohlichen Verlust an Lebenssicherheit, weil sein Zeit- und Sprachverständnis noch nicht weit genug entwickelt ist, um die Erklärungen der Eltern zu verstehen und mit der Trennungsangst umzugehen. Darauf hat die „Deutsche Psychoanalytische Vereinigung“ hingewiesen.

Man solle nicht so tun, als seien mit dem Ausbau von Krippenplätzen in Kindertagesstätten alle Probleme der Vereinbarkeit von Beruf und Familie beseitigt. Das Gegenteil könne der Fall sein. Denn die Bindungsfähigkeit des Kindes bilde die Grundlage für sein Selbstwertgefühl und seine Fähigkeit, tragfähige Beziehungen aufzubauen. Die FAZ berichtet: „Je länger die tägliche Betreuung getrennt von den Eltern dauere, desto höhere Werte des Stresshormons Cortisol seien im kindlichen Organismus nachweisbar. Dies erkläre den ... Zusammenhang zwischen ganztägiger Dauer der außerfamiliären Betreuung und späterem aggressivem Verhalten in der Schule.“

Je jünger das Kind sei, je geringer sein Sprach- und Zeitverständnis, je kürzer die Eingewöhnungszeit in die Krippe in Begleitung der Eltern, je länger der tägliche Aufenthalt in der Krippe, je größer die Krippengruppe und je wechselhafter die Betreuungen, desto mehr sei die seelische Gesundheit des Kindes bedroht.

hundert Kikuyus, vorwiegend Frauen und Kindern, die in den Gebäuden einer Freikirche von Angehörigen des Kalenjin- und des Luo-Stammes bei lebendigem Leib verbrannt wurden, hat die Weltöffentlichkeit entsetzt. Allein in der katholischen Kathedrale Eldorets sollen um die 10 000 Menschen Zuflucht gesucht haben.

Jetzt auch Yinchua

Mit etwas Verzögerung ist der 39-jährige Josef Li Jing zum Bischof von Yinchua, in der chinesischen Region Ningxia, geweiht worden (vgl. CIG Nr. 51/2007, S. 427). Auch diese dritte Bischofsweihe neuerer Zeit fand mit Zustimmung des Papstes statt.

Der Papst zu Benazir Bhuttos Tod

Papst Benedikt XVI. hat die Ermordung der pakistanischen Oppositions-Politikerin Benazir Bhutto, die wegen ihrer früheren korrupten Familien-Cliquenherrschaft international durchaus auch umstritten war, heftig verurteilt und in einem Beileidsschreiben „tiefe Sympathie und geistliche Nähe“ zu den Angehörigen Bhuttos bekundet. In Pakistan sei gegenseitiger Respekt notwendig, um die Ordnung in der Gesellschaft zu erhalten.

Von Johannes Röser

Der mündige Patient

Die Rolle des Arztes ist einem grundlegenden Wandel unterworfen – und damit auch die Rolle des Kranken im Medizinbetrieb. Dazu gibt es interessante Beobachtungen aus Mittel- und Osteuropa nach der Wende. Es handelt sich um Entwicklungen, in denen wir auch unsere westliche Wirklichkeit spiegelt sehen.

Die Demokratisierung Osteuropas verändert dort nachhaltig auch die Beziehungen zwischen Arzt und Patient. Während in den ehemals kommunistischen Staaten eine kostenlose Grundversorgung unter den Kranken die Erwartungshaltung nährte, dass es der Arzt schon irgendwie „richten“ wird, ist inzwischen die Bereitschaft jedes Einzelnen gefordert, „Verantwortung für sich und den eigenen Gesundheitszustand zu übernehmen“. Darauf weist der in Halle lehrende Medizinhistoriker und Medizinethiker *Josef N. Neumann* hin (in einem interessanten Überblicks-Beitrag der „Zeitschrift für medizinische Ethik“, Heft 4/2007). Unter demokratischen Verhältnissen soll sich jetzt der mündige Patient entwickeln, durch Teilhabe und Eigenvorsorge. Das Menschenrecht auf Selbstbestimmung schließt die Pflicht ein, sich selber um Krankheitsvorbeugung zu kümmern und nicht durch eine riskant-exzessive Lebensweise die Gesundheit zu ruinieren. Solche Selbstbestimmung soll der Arzt aufklärend und anregend von außen unterstützen.

Ärzte als „Freiberufler“

Das verlangt wiederum auch von den Ärzten – in Mittel- und Osteuropa wie anderswo – eine in mancherlei Hinsicht neue Einstellung zur eigenen Rolle. Als Angestellte im sozialistischen Gesundheitssystem waren die Mediziner früher „Teil des staatlichen Apparates gewesen, hatten in diesen Tätigkeiten aber nicht die Gelegenheit gehabt, Verantwortungsbewusstsein gegenüber Menschen zu entwickeln“, wie Neumann manch bezeichnenden passiven Zustand in den Schlampereien des Kommunismus umschreibt. „Auf diese Weise konnte keine qualifizierte Beziehung zum Kranken, in der Gespräch, persönliche Zuwendung, Einwilligung nach Aufklärung ihren Stellenwert haben, ausgebildet werden.“

Jetzt aber müssen sich die Ärzte im Zuge der Privatisierung außerdem in die Tätig-

keit als „Freiberufler“ einüben. Das bedeutet: Neben fachlicher Heilkunst sind zusätzlich zur intensiven Beschäftigung mit dem Patienten ökonomisch-unternehmerische Management-Fähigkeiten gefordert. Nur so kann man eine eigene Praxis selbstverantwortlich und erfolgreich führen. Nicht wenige junge Ärzte drängten nach der Wende 1990 darauf, rasch unabhängig, selbstständig zu werden, darunter besonders viele Fachärzte. Etliche waren zuvor in den staatlichen Einrichtungen „im Umgang mit Patienten unerfahren“. In der eigenen Praxis aber wird die Beziehung zwischen Arzt und Patient erheblich enger, kommunikativer. Manches alte paternalistische Verhalten, in dem der Mediziner gewissenmaßen „von oben herab“ über den Patienten bestimmte, weicht einem dialogischen Prozess, jedenfalls im Idealfall.

Diese moderne, positive Entwicklung hin zu einem umfassend-ganzheitlichen Verständnis des Arztberufs in der Beziehung zum Kranken, der sich ihm anvertraut hat, lässt manche Schattenseiten freilich nicht übersehen. Neumann gibt zu bedenken, dass die sympathische Vorstellung vom sich selbst bestimmenden Patienten auch ihre Schwächen, ja ganz natürliche Grenzen hat. Denn man muss nüchtern zur Kenntnis nehmen, dass der Kranke eben krank ist, oft in einer Schreckenssituation, die lähmt, womöglich sogar vom Tod bedroht – und so entsprechend hilflos. Krankheiten – ganz besonders schwere Leiden –

gehen fast immer einher mit einer „mehr oder weniger eingeschränkten Fähigkeit des Menschen, über sich selbst zu verfügen“. Der Kranke ist nicht in jeder Hinsicht sein eigener Herr, auch wenn man das sich wünschte. Er ist nicht wirklich stets in der Lage, alle Folgen und Komplexe angemessen abschätzen und auf dieser Grundlage autonom entscheiden zu können. Es braucht nach Neumann – „in unterschiedlichem Maße“ – weiterhin gewisse paternalistische Elemente, natürlich nicht in der Art von Bevormundung, wohl aber als ein „fürsorglich-stellvertretendes Handeln“ des Arztes. Er soll seine Kranken aktiv und nicht bloß passiv begleiten. Er muss je nach Geistesverfassung und körperlichem Zustand des Patienten und seiner Angehörigen manchmal stellvertretend für ihn schwierige Situationen und Hilfsmaßnahmen abwägen. Er hat auf jeden Fall die Gewissensaufgabe, eine leitende Verantwortung zu übernehmen, gerade dann, wenn der Patient in seinem Urteilsvermögen eingeschränkt ist.

In dieser Hinsicht muss man kritische Anfragen auch an unser eigenes „westliches“ Gesundheitssystem richten, das über alle Maßen inzwischen so etwas wie eine Ideologie des „mündigen Patienten“ pflegt. Diese Sicht erweist sich jedoch als unrealistisch, weil der Schwerkranke trotz guten Willens und mancher Anstrengung zuletzt meistens doch irgendwie hilflos bleibt. Selbst wenn sich jeder etwa über Internet

Rat einholen kann, so lässt der inflationäre und widersprüchliche Rat unendlich vieler Ratgeber einen nicht selten nur noch mehr verwirrt zurück. Wenn jemand meint, für sich selber ein kleiner, ja der beste Experte der eigenen Krankheit zu sein, spiegelt sich darin häufig die Flucht in Illusionen. Die Möglichkeiten der Urteilsbildung des Kranken bleiben trotz aller Informationsflut wesentlich beeinträchtigt. Die Rede von der Selbstverfügungsmacht und Freiheit des Patienten ist vielfach pures Wunschdenken, manchmal eine Ausrede, ein Ablenkungsmanöver, gar ein Alibi, wenn der Arzt sich nicht so recht traut, heikle Entscheidungen aus eigener fachlicher und humanistischer Vollmacht zu treffen.

Die „Mitbestimmung“ des Arztes

Die völlige Verrechtlichung des Gesundheitswesens, einschließlich der vielen Klagen wegen ärztlicher Kunstfehler, hat jedoch dazu geführt, dass die Ärzteschaft vorsichtig geworden ist und sich mit allzu deutlichen Vorschlägen oder Vorgaben zurückhält, die den Anschein erwecken könnten, mehr als nur unverbindliche Empfehlungen zu sein. Jedenfalls sehen sich nicht wenige Ärzte in die Pflicht zu vornehmer Distanz gedrängt, um nur ja nicht in den Verdacht zu geraten, dem Patienten und seinen Angehörigen das in späterer Sicht womöglich Falsche geraten, sie zu einer nicht ganz so optimalen Therapie „gedrängt“ zu haben. So wird allerdings nur eine etwas andere Art von „Unterlassung“ begünstigt, die falsche →

ZITAT DER WOCHE

„Ich glaube, dass eine Gesellschaft, die sich radikal flexibilisiert und beschleunigt, letztlich verliert. Große Leistungen in allen Bereichen entstehen, wenn Menschen nicht flexibel sind, sondern an etwas festhalten, weil es ihnen wichtig ist.“

Hartmut Rosa, Soziologe

Von Eugen Roth gibt es folgenden Vierzeiler: „Ein Mensch erblickt das Licht der Welt – / doch oft hat sich herausgestellt / nach manchem trüb verbrachten Jahr, / dass dies der einzige Lichtblick war.“ („Der letzte Mensch“, München 1964). Das Licht der Welt erblicken steht für ins Leben treten. Das Gedicht verweist auf verpfuschte, nie gelebte Leben. Für Christen gibt es aber mindestens noch einen zweiten Lichtblick: die Taufe. In der griechischen Kirche wird sie „Erleuchtung“ (Photismos) genannt, und die letzte Stufe des Katechumenats, der Vorbereitungszeit auf die Taufe während der österlichen Bußzeit, hieß im Osten Photizomenat (Erleuchtungsphase).

Vorbild der Taufe der Christen ist die Taufe Jesu im Jordan durch Johannes den Täufer. In den Evangelien ist davon die Rede, dass sich der Himmel öffnete, der Geist Gottes auf Jesus herabkam und eine Stimme vom Himmel ihn als Sohn



WEGE & WELTEN
Das Licht

Lichtblicke

Gottes bezeugte (vgl. Mt 3, 16f). Das Gedächtnis der Taufe Jesu gehört zu den Festhalten von Epiphanie, Erscheinung des Herrn. Was bei Jesus Erscheinung und Bezeugung bedeutet, ist bei den getauften Christen Neuschöpfung, Wiedergeburt: ein zweites Mal das Licht der Welt erblicken. Sie treten ein in eine neue Gottesbeziehung als Adoptivtöchter und Adoptivsöhne im Sohn (vgl. Gal 4, 4–7) und damit in eine neue Beziehung zum Leben.



Erwachsenentaufe

Dieser zweite Lichtblick kann nicht der letzte sein, da ein anderer dafür sorgt, dass das Licht nicht ausgeht. Der lateinische Gesang zur Gabenbereitung (Offertorium) vom Fest der Taufe des Herrn deutet das mit den Worten von Psalm 118 (117), 26 f: „Gesegnet sei, der kommt im Namen des Herrn. / Wir segnen euch vom Haus des Herrn her. Gott, der Herr, erleuchtet uns. Halleluja.“ Natürlich ist auch ein Christenleben nicht eitel Sonnen-

schein. Es ist ein ständiges Mühen um Bewahrung des Lichtes. Nach der Taufe wird den Neugebauten die brennende Kerze überreicht mit den Worten: „Du bist Licht geworden in Christus. Lebe als Kind des Lichtes, bewähre dich im Glauben und gehe mit allen Heiligen dem Herrn entgegen, wenn er kommt in Herrlichkeit.“ Der Text spielt auf das Gleichnis von den fünf klugen und fünf törichten Jungfrauen an (Mt 25,1–13), in dem es um Vorsorge und Wachsamkeit geht.

Am Ende der weihnachtlichen Festzeit ist keineswegs vergessen, dass die Eintrübung des Lichtes jederzeit möglich, ja wahrscheinlich ist. Darum bittet der Eigenhymnus des Stundengebetes vom Fest der Taufe des Herrn: „Erlöser, Herr, wir bitten dich: / Vertreib das Dunkel, tilg die Schuld, / mach gnädig unsere Herzen hell / mit deiner Gottheit klarem Licht.“ – auch ein Vierzeiler, und ein neuer Lichtblick!
Albert Gerhards

→ Vorstellung, der Kranke könne am Ende eigenmächtig sagen, was er will. Objektiv kann er das in Extremsituationen häufig nicht. Was dann?

Es braucht wohl – auch in unserem Medizinsystem – eine Rückbesinnung darauf, dass ein Arzt in vielen Fällen wieder verbindlich anratend tätig zu werden hat. Er soll nicht mehr oder weniger „schulterzuckend“ nur dabeistehen und neutral verschiedene Ansichten oder Alternativen aufzählen, ohne eigene Einschätzungen und Prioritäten erkennen zu lassen. Der Kranke hat bei allem Willen zur Selbstbestimmung ein Recht auf realistische Entscheidungsführung durch „Mitbestimmung“ des Arztes. Letzterem sollen und dürfen sich die zur Heilkunde Berufenen nicht entziehen. Das gehört ebenfalls zum ärztlichen Ethos: eine mitgehende Mitverantwortung für den Patienten und dessen Angehörige, was auch kommen mag.

Es ist ein gewiss heikles Thema, aber ein dringliches. Eine neue Sicht ist notwendig für das Vertrauensverhältnis zwischen dem Heiler und dem, der geheilt werden will – oder der doch, wenn eine Besserung ausgeschlossen ist, wenigstens angemessen auf seinem letzten irdischen Weg begleitet werden möchte. Mancher wünscht sich einen vertrauenswürdigen Arzt nicht nur als medizinischen Fachmann, sondern ebenso als kundigen spirituellen, religiösen Gesprächspartner, als Tröster und Beistand in der Stunde äußerster Not.

Dabei gewinnt die Medizinethik wieder an Gewicht. Allerdings nicht nur zur Beratung von Funktionären und Expertenkommissionen und nicht nur als Ethik, sondern ein wenig auch als Theologie, als Gottesrede im direkten – christlichen – Gespräch zwischen Arzt, Patient, Angehörigen. In den osteuropäischen Ländern ist Medizinethik, wie Neumann beobachtet, als Fach an zahlreichen medizinischen Fakultäten neu eingeführt. Vielleicht kommt sogar dort wie hierzulande wieder ein Tag, an dem genauso intensiv mehr religiöse, mehr christliche Bildung und Kompetenz gerade der jungen Ärzte eingefordert wird, bereits in der Phase ihrer Ausbildung – und für danach. ←

Frieden durch Lesen

Die kolumbianische Ordensfrau Reina Amparo Restrepo ist mit dem nationalen Friedenspreis ausgezeichnet worden. Gewürdigt wird ihr ungewöhnliches Bildungsengagement für Kinder in konfliktreichen Gegenden, insbesondere dort, wo Untergrundbewegungen und Rauschgiftmafia die Bevölkerung terrorisieren und die Heranwachsenden in eine Gewaltspirale ziehen. Schwester Reina hatte vor zehn Jahren im Süden des Landes damit begonnen, Lesezirkel für Kinder und Jugendliche zu gründen, um sie von der Straße zu holen.

Alles begann bescheiden in der Garage eines Klosters – mit einer Lesestube und 27 Büchern. Inzwischen umfasst ihre Sammlung über 10 000 Werke. „Ich wollte die Herzen der Kinder entwaffnen.“ Dem erfolgreichen Erziehungsmodell haben sich zahlreiche Lehrer, Studenten und Mütter angeschlossen. Bereits 234 Lesezirkel für Kinder gibt es momentan in Kolumbien. j.r.

Wenn Afrikas Bürger Bürger werden

Gleneagles 2005, Heiligendamm im Sommer 2007 und zuletzt der EU-Afrika-Gipfel in Lissabon: Bereits seit Ende der neunziger Jahre kündigen die G8-Staaten – die führenden Industrienationen USA, Kanada, Japan, Frankreich, Großbritannien, Italien, Deutschland und Russland – und die Europäische Union insgesamt regelmäßig Hilfszusagen für den (einst) vergessenen Kontinent an. Doch es ist kein Geheimnis, „dass die finanziellen Zusagen der G8 zur Erhöhung der Entwicklungshilfe und der besonderen Berücksichtigung Afrikas südlich der Sahara bisher nicht eingehalten wurden“. Das bestätigt der Politikwissenschaftler Peter Molt in der Monatszeitschrift „Die politische Meinung“ der Konrad-Adenauer-Stiftung. Das liege allerdings weniger an Löchern in den eigenen Haushaltskassen als vielmehr an einer „tiefen Skepsis der politisch Verantwortlichen, ob zusätzliche Mittel auch wirklich sinnvoll eingesetzt werden können“. In Afrika selbst

halten immer mehr Fachleute die klassische Entwicklungshilfe sogar für schädlich.

Die Hilfe an die Bedingung des „good governance“ (gutes Regieren) zu koppeln, erscheint allerdings realitätsfern. Denn nach Untersuchungen der Weltbank werden vier Fünftel der afrikanischen Staaten, in denen 84 Prozent der Bevölkerung (ausgenommen Südafrika) leben, „schlecht“ regiert. Sollen also gerade die Ärmsten im Stich gelassen und zusätzlich dafür bestraft werden, dass sie korrupte und unfähige Politiker haben? Werden die Bedingungen an Hilfszusagen jedoch aufgeweicht, kann dies „die Anstrengungen der Regierungen lähmen, sich selbst für notwendige Reformen, Steigerung der wirtschaftlichen Produktivität und Staatseinnahmen und eine Minimierung der Hilfeabhängigkeit einzusetzen“.

Es scheint: Gleich welche Strategie eingeschlagen wird, die G8-Staaten und die EU können es nur falsch machen. Entsprechend nüchtern fällt auch die Bilanz von

Peter Molt aus: „Die Marginalisierung Afrikas und seine Ausbeutung als bloßer Rohstofflieferant drohen sich zu verewigen.“ Also kein Ausweg? So pessimistisch ist Molt auch wieder nicht. Die G8-Staaten und die EU könnten in den nächsten Jahren beweisen, wie ernst es ihnen um den afrikanischen Kontinent ist. Sie müssten beharrlich einen umfassenden Dialog mit Politikern, den Zivilgesellschaften, Verwaltung, Militärs und Wirtschaft suchen. Molt verweist auf Greg Mills, den Direktor der südafrikanischen Brenthurst-Foundation – eine Stiftung für politische und wirtschaftliche Entwicklung. Dieser ermuntert den Westen, „Verantwortungsbewusstsein und Transparenz zu fördern und damit das oft fehlende Bindeglied zwischen den afrikanischen Regierungen und ihren Bürgern entweder erst zu schaffen oder zu verstärken“. Auch Afrikas Bürger müssen erst zu Bürgern werden – mit einem entsprechend ausgeprägten Bürger-Bewusstsein. sun

Ja, es gibt Christenverfolgung in der Türkei

Die tätlichen Angriffe auf Leib und Leben von Christen in der Türkei nehmen kein Ende. Kurz vor Weihnachten wurde der italienische Kapuziner Adriano Franchini Opfer eines heimtückischen Messer-Angriffs in Izmir. Der neunzehnjährige Täter begründete seine Tat damit, er wolle „so bekannt und berühmt“ werden „wie andere Christenmörder“. Unter dem Vorwand, sich für das Christentum zu interessieren, habe er den Ordensmann nach einem Sonntagsgottesdienst angesprochen und zugestochen. Weil die Umstehenden geistesgegenwärtig reagierten, konnte Franchini in ein Krankenhaus gebracht und gerettet werden.

Bereits vor zwei Jahren wurde der italienische Priester Andrea Santoro im nordtürkischen Trabzon tödlich verletzt. Im Januar 2007 erfolgte ein tödliches Attentat auf den armenisch-türkischen Journalisten Hrant Dink in Istanbul. Drei Monate später überfielen fünf junge Männer im osttürkischen Malatya einen freikirchlichen Verlag. Drei Christen, darunter ein Deutscher, starben.

Bei den Tätern handelt es sich in allen Fällen um nationalistisch aufgestachelte jugendliche Muslime. Das entsprechende Milieu sieht in der christlichen Minderheit Agenten des islam-feindlichen Auslands und lässt keine Gelegenheit aus, gegen angebliche Missionsaktivitäten zu wettern, es seien „Feinde der Türkei“.

Gegen die Täter von Malatya wurde inzwischen ein Gerichtsverfahren eröffnet. In die Ermittlungen sind aufgrund einer Beschwerde des Weltkirchenrats auch die Vereinten Nationen eingeschaltet worden. Großes Aufsehen erregt hat die Tatsache, dass die Mörder Kontakte zu staatlichen Behörden, zu Polizei und Staatsanwaltschaft, hätten. Es sieht so aus, als hätten gerade europaskeptische türkische Kreise an einer Aufklärung – wie auch im Falle Hrant Dink – keinerlei Interesse.

Auch im Falle des entführten und zwei Tage später wieder freigelassenen syrisch-orthodoxen Mönchspriesters Daniel Savci besteht der Verdacht, dass staatliche Be-

amate darin verwickelt sind. Daniel Savci war im November auf einer Landstraße zwischen seinem Kloster und dem nächsten Dorf des Tur Abdin von Unbekannten verschleppt worden.

All das erinnert viele Türken an den sogenannten tiefen Staat. Damit bezeichnet man ein undurchschaubares Netzwerk von Verdächtigen, die in Politik, Verwaltung und Sicherheitsapparat Einfluss haben. Ein Kommentator der Zeitung „Milliyet“ vermutet, dass hinter den Angriffen auf Christen Drahtzieher stecken, die wie eine Krake ihre Tentakeln ausstrecken.

Der türkische Premierminister Recep Tayyip Erdogan hat erstmals den Christen des Landes eine Weihnachtbotschaft gesandt. Für Bischof Luigi Padovese ist die Geste des Premiers ein hoffnungsvolles Zeichen. Trotz der Angriffe der jüngsten Zeit sei das Leben der Christen in der Türkei sicher. Das liege auch daran, dass die Politik unverkrampfter mit dem Christentum umgehe. jsp.

Ein-Gott-Glaube: Friedensstifter oder Brandherd?

Gott ist gefährlich“. So lautete die Überschrift eines Artikels des Soziologen Ulrich Beck in der Weihnachtsausgabe der „Zeit“, der den „totalitären Kern“ jeder Religion aufweisen soll. „Das Neue Testament sagt: ‚Vor Gott sind alle gleich.‘ Diese Gleichheit, diese Aufhebung der Grenzen, die Menschen, Gruppen, Gesellschaften, Kulturen trennen, ist die Gesellschaftsgrundlage der (christlichen) Religionen. Die Folge allerdings ist: Mit derselben Absolutheit, mit der die Unterscheidungen des Sozialen und Politischen aufgehoben werden, wird eine neue Fundamentalunterscheidung und Hierarchie in die Welt gesetzt – die zwischen Gläubigen und Ungläubigen. Wobei den Ungläubigen (ebenfalls gemäß der

Logik dieses Duals) der Status des Menschen überhaupt abgesprochen wird.“

In der FAZ räumt der ehemalige Bischof von Limburg, Franz Kamphaus, ein, dass Religionen „nur zu oft Gewalt gutgeheißsen und ausgeübt haben“. Das Problem sei allerdings nicht der Monotheismus mit seiner Unterscheidung zwischen „Gläubig“ und „Ungläubig“, sondern die Versuchung der Macht, die in der Verwechslung von Gott und Religion besteht. „Nur Gott ist absolut, keine Religion. Religion besteht nicht darin, Gott zu spielen, sondern ihm zu dienen.“ Zwar habe die Kirche lange gebraucht, bis sie auf die Ideen der Aufklärung über Gewissens- und Religionsfreiheit eingehen konnte, obwohl das Menschenrechtsdenken

von der jüdisch-christlichen Tradition inspiriert ist. Doch „der Sinneswandel konnte vollzogen werden, weil kaum eine andere Religion die einzelne Person so in die Mitte des Glaubens rückt wie die christliche. Jesus von Nazareth, ein Mensch wie wir, ist das sichtbare Bild des unsichtbaren Gottes.“ Die Rück Erinnerung an ihren Stifter ist eine Rückbesinnung auf Gewaltverzicht. „Denn keine der christlichen Konfessionen kann daran vorbeigehen, dass Jesus freiwillig einen gewaltsamen Tod erlitten hat. Für alle offenbart das Kreuz eine Grundhaltung, die lieber Gewalt erleidet als zufügt... Jesus nachfolgen heißt von Anfang an, das eigene Kreuz auf sich nehmen, nicht andere im Namen Jesu ans Kreuz schlagen.“ om



ZUM INNEREN LEBEN

Zeit als Geschenk

Jeremias Gotthelf hat den Geschenkcharakter der Zeit treffend in einem Bild zum Ausdruck gebracht: „Der Mensch redet vom Leben diesseits, vom Leben jenseits, vom irdischen und vom ewigen Leben, von Zeit und Ewigkeit, als ob Zeit und Ewigkeit geschieden wären voneinander ganz und gar, als ob sie verschieden wären in ihrem Wesen durch und durch. Und was ist die Zeit anderes als die ewige Sonne Gottes, die ihre Strahlen sendet über alle Welten?“

Zeit verstehen als zeitlichen Strahl der Ewigen Sonne hat etwas Herz erwärmendes, ja Gnadenhaftes an sich. Ganz im Sinne eines Wortes von Peter Handke: „Was üblich im Stand der Gnade genannt wurde, sollte vielleicht im Stand des Zeithabens heißen.“

Zeit ist demnach mehr als eine chronometrisch bestimmbare Größe. Sie ist mehr als der Chronos, der bekanntlich seine Kinder frisst, wie der Mythos besagt. Zeit ist auch und vor allem – und das ist buchstäblich zu verstehen – eine Gegebenheit. Diesen Geschenkcharakter der Zeit nennen wir mit Recht Kairos. Es ist der begnadete erfüllte Augenblick, in dem wir ganz in der Zeit stehen und zugleich, wie von einem Hauch der Ewigkeit berührt, frei von Hetze und Hast zu leben vermögen. *Niklaus Brantschen in: „Das Viele und das Eine“ (Kösel-Verlag, München 2007).*

Wasser im Wald

Ich geh in einen tiefen Wald
am uferlosen See.
Dort brennt der Schnee.
Und was geschieht,
das ist unsterblich wahr.
Die Feuertaube kreiselt über
meinem Haar.
Ich gehe fort
in einen tiefen, tiefen Wald.
*Silja Walter in: „Regel und Ring“
(Paulusverlag, Fribourg 2005).*

Absichtslosigkeit

Zu glauben, das bedeutet: in die Welt des Geheimnisses einzutreten, wo tiefere Energien am Wirken sind und wo auch dann Umwandlung stattfinden kann, wenn sich äußerlich gar nichts zu ändern scheint. Wenn wir es fertig bringen, uns im Glauben völlig Gott auszuliefern, so wie ein Kind sorglos unter den Augen seiner Mutter spielen kann, dann können wir erst richtig miteinander erfahren, was Beten eigentlich heißt. Wir müssen unsere Vorstellung, dass wir etwas machen sollten oder könnten, ganz fahren lassen und absichtslos vor Gott spielen.

Richard Rohr in: „Vom Glanz des Unscheinbaren“ (Claudius Verlag, München 2007).

Die Schöpfungsfrage in moderner Zeit

Wenn der Mensch in Makrokosmos und Mikrokosmos schaut, eröffnen sich Perspektiven, die oft ganz neu und rätselhaft sind und ein elementares Gottesgefühl hervorrufen können. Fortsetzung des Beitrags von CIG Nr. 1.

Von Wolfgang Frühwald

Der Versuch, die biblische Schöpfungsgeschichte mit den Erkenntnissen der modernen Natur- und Lebenswissenschaften in Übereinstimmung zu bringen, stößt auf altbekannte Hindernisse, die dem Verkehr zwischen Literatur und experimenteller Naturwissenschaft seit jeher entgegenstehen. Unterschiedliche Deutungsmuster der Welt werden in unterschiedlichen Sprachen mitgeteilt. Und jede Sprache beansprucht für sich das Wirklichkeits- oder sogar das Wahrheitsmonopol.

Dabei gehört das Buch Genesis in allen seinen Teilen zu den schönsten und wirkungsreichsten Erzählungen der Weltliteratur. Vorgebildet sind hier jene alten Geschichten, die immer wieder in neuem Gewande erzählt werden, in allen Dialekten und Idiomen, in allen Kunstformen, zu allen Epochen und Zeiten, mündlich und schriftlich, episch, romanhaft, lyrisch, dramatisch. Ich gebe ein Beispiel. Als ich Wolfgang Koeppen (1906–1996), den deutschen Romancier der Nachkriegszeit, einmal fragte, warum er nicht mehr schreibe, antwortete er: „Weil doch alles längst gesagt ist: Adam begegnet der Eva, Kain beneidet den Abel.“ Liebe und Hass also hat dieser Erzähler als die Triebkräfte des menschlichen Lebens und der Literatur bezeichnet. Nicht abstrakt Liebe und Hass, sondern gekleidet in das Gewand der Ursprungsgeschichten, in denen der Schöpfer zu seinen Geschöpfen in Beziehung tritt.

Gottähnlichkeit – Ebenbildlichkeit

Wenn Naturwissenschaft erzählbar ist – und sie erzählt immerfort –, so tritt sie in erzählerische Konkurrenz zu solchen Geschichten und muss sich – ohne in Kreatio-nismus abzugleiten – auch an deren Wahrheit messen.

Im Buch Genesis stehen nach einer nicht unbestrittenen Theorie zwei voneinander unabhängige Ursprungserzählungen nebeneinander: die sogenannte Priesterschrift (1,1–2,4a), datiert auf die Zeit um 520 bis 550 vor Christus, sowie der sogenannte jahwistische Text (2,4b–3,24), wahrscheinlich entstanden um 950 vor Christus. Beide Texte haben gemeinsam, dass sie einen schaffenden, sprechenden und reflektierenden Schöpfergott einführen. Diesen Gott in seinem Grunde zu erforschen und rational erkennen zu wollen, haben schon die Kirchenväter der frühen Kirche verworfen. Die Mystiker wiederum haben zur Gottesnäherung den Weg der

Askese und der „Abegeschiedenheit“ empfohlen, einen Erlebnisweg, auf dem Erkenntnis umschlägt in Erfahrung.

Wer versucht, sich dem unendlichen und in jeder Hinsicht unbegreiflichen Gott ohne das Rüstzeug des Glaubens, und das heißt der Demut, zu nähern, wird an ihm scheitern. Dass aber das Licht der Vernunft unsere Gottähnlichkeit (*similitudo nostra*), unsere Ebenbildlichkeit (*imago Dei*) sein könnte, wonach uns Gott geschaffen hat (Gen 1,27), hat Thomas von Aquin gelehrt. Die Mystiker aus dem Orden des Thomas von Aquin, allen voran Meister Eckhart, haben seine Lehre vom Licht der Vernunft in die Rede von der *scintilla animae*, vom Seelenfünklein, übertragen. Es zu erkennen, es vom Schutt des Lebens in der Welt zu befreien und in sich erstrahlen zu lassen, kostet ein ganzes Leben.

Jedenfalls sollte man bei der Gottesdebatte zwischen Atheismus und Biowissenschaften heute nicht hinter die Ergebnisse dieses Denkens zurückfallen. Demnach steht Gott außerhalb des Raum-Zeit-Kontinuums. Er steht zu allen Ereignissen der Weltgeschichte im Zustand der Gleichzeitigkeit.

„Wenn Gott letzten Dienstag

wusste, was du am nächsten

Dienstag tun wirst, was wird

dann aus deinem freien

Willen?“

Francis J. Sheed

Gott ist, er wird nicht. Sein Wort ist die Schöpfung, und in ihr ist der Mensch. Zuordnungen wie Vergangenheit und Zukunft gibt es für diese Gegenwartigkeit Gottes nicht. Wenn Gott etwas weiß, dann ist es von Ewigkeit in Ewigkeit.

Der katholische Publizist Francis J. Sheed (1897–1981) schrieb dazu: „Wenn Gott letzten Dienstag wusste, was du am nächsten Dienstag tun wirst, was wird dann aus deinem freien Willen? ... Gott wusste es eben *nicht* am letzten Dienstag. Denn Dienstag ist ein Abschnitt der Zeit und Teil der eigenen Zeitspanne, in der ich handle. Doch Gott handelt in der Ewigkeit, die keine Dienstage kennt.“ Wann immer man Gott zu denken versucht, statt ihn zu glauben, wann immer man ihn im Glauben zu denken versucht, dann vielleicht doch in dieser Präzision.

Der Konstanzer Historiker Dieter Groh hat verdeutlicht, dass sich die beiden Genesis-Erzählungen insbesondere in der Naturauffassung und dementsprechend im Menschenbild unterscheiden. Es entsteht so schon in jüdischer Zeit, lange vor dem Auftreten des Christentums, eine positive und eine negative Anthropologie, in der Metaphern ihre Wurzel haben, wie die noch heute gern gebrauchte vom Buch der Natur, in welchem der Mensch das Werk und den Willen Gottes lesen könne.

Die Priesterschrift beglaubigt demnach die positive Sichtweise von Mensch und Welt als Gottes Werk mit der sogenannten

Billigungsformel. Diese beginnt mit jenem epischen „und“, das nichts aneinander bindet, sondern einen Zusammenhang beschwört, der den Menschen und die Welt in den Gedanken Gottes, in seine Schöpferhand gegeben sieht: *Viditque Deus cuncta quae fecerat. Et erant valde bona*. In Martin Luthers Übersetzung ist das epische „und“ nicht nur – wie im lateinischen Text – ein Anhang zum Sehen Gottes. Es ist tatsächlich episch – und stark: „*Und* (-que) Gott sah an alles, was er gemacht hatte; *und* (Et) siehe da, es war sehr gut.“

Daraus ist jene „positive Anthropologie“ entstanden, die zwar den Menschen nicht für rundum gut erklärte – die historische Erfahrung sprach schon damals dagegen. Wohl aber meinte man, dass der Mensch fähig sei zur Erkenntnis und sogar zum Tun des Guten. Diese Anthropologie hat Bestand bis in die jüngste Zeit. Selbst bei Agnostikern wie Umberto Eco ist sie nachzulesen. Er hat im Gespräch mit dem früheren Mailänder Kardinal Carlo Maria Martini zu dem Modell einer universalen Liebe, der Vergebung für die Feinde und des zur Rettung der anderen geopfert Lebens erklärt: „Wenn ich ein Reisender aus einer fernen Galaxie wäre und vor einer Spezies stünde, die sich dieses Modell zu geben gewusst hat, würde ich überwältigt ihre enorme theogone Energie bewundern und würde diese jämmerliche und niederträchtige Spezies, die so viele Gräueltaten begangen hat, allein dadurch als erlöst betrachten, dass sie es geschafft hat, sich zu wünschen und zu glauben, dies alles sei *Wahrheit*.“

Vielleicht sollte es uns wieder mehr darum gehen, im Gespräch um den Schöpfergott und das Evolutionsdenken zu fragen, *wo* die Gemeinsamkeiten liegen in der Bestimmung der menschlichen Natur, und nicht, *wie* die einzelnen Ergebnisse der Paläobiologie oder der Evolutionsbiologie mit dem christlichen Glauben vereinbar sein können oder wie und wo die unterschiedlichen Erklärungsmodelle unversöhnlich aufeinanderprallen.

Gärtner, Töpfer, Chirurg

Das Bild der Natur, ihres Schöpfers und des Menschen in dieser Natur sieht in der jahwistischen Schrift anders aus. Gott erscheint nun als Gärtner, der einen Garten in Eden pflanzt, dem Menschen zur Wohnung. Er erscheint als „Töpfer, der den Menschen aus einem Erdenkloß formt, und schließlich als Chirurg, der Adam einschläfert, ihm eine Rippe entnimmt und ein Weib daraus bildet“ (Dieter Groh). Gott kommt außerdem als einer vor, der Leben schenkt und Freude daran hat. „Und Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenkloß, und er blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase. Und also ward der Mensch eine lebendige Seele“ (Gen 2,7).

Johann Wolfgang Goethe hat im „West-östlichen Divan“ diese Schöpfungsgeschichte heiter parodiert und sie von all →

→ dem kreationistischen Ballast befreit, der sich schon früh daran gehängt hat: „Hans Adam war ein Erdenkloß, / Den Gott zum Menschen machte, / Doch bracht' er aus der Mutter Schoß, / Noch vieles Unge-schlachte. // Die Elohim zur Nas' hinein / Den besten Geist ihm bliesen, / Nun schien er schon was mehr zu sein, / Denn er fing an zu nießen.“

Eva: Ahnfrau aller Wissenschaft

In der jahwistischen Schrift gibt es den Zweifel Gottes an dem, was er geschaffen hat. Gott sieht, dass es nicht gut für den Menschen (Adam) sei, alleine zu sein. Also erschafft er Eva, Fleisch von seinem Fleisch, Bein von seinem Bein. Auch dies freilich scheint nicht ganz zu gelingen. Denn der neue Mensch, dem Adam zur Gefährtin gegeben, erweist sich schon bald als „nicht ganz so gut, nämlich als höchst verführbar“ (Groh). Dass Adams Gefährtin damit die Ahnfrau aller Wissenschaft ist, liegt auf der Hand. Denn Eva war es, die vom Geschenk der Freiheit, von der Wahlfreiheit, Gebrauch gemacht hat. Sie war neugierig. Von daher rührt der Sündenfall. Auch diese Geschichte hat Karriere gemacht im Erzählen der Völker. Die mir liebste ist Mark Twains „The Diary of Adam and Eve“ („Das Tagebuch von Adam und Eva“). Darin sehnt sich Adam nach den Tagen vor dem Erscheinen der anstrengend neugierigen Eva zurück, um erst an ihrem Grabe zu wissen: „Where-soever she was, there was Eden“ (Wo auch immer sie war, dort war das Paradies).

Aus der jahwistischen Genesiserzählung ist eine eher negative Anthropologie entstanden: die Vorstellung von der *natura lapsa*, der gefallenen Natur, die mit dem gefallenen Menschen in Wehen liegt, und vom *mundus senescens*, von der alternden Erde, die dem Gericht zustrebt. Manche Evolutionsbiologen der Moderne – etwa Stephen Jay Gould – sehen das Ende der Evolution erreicht und gehen davon aus, dass die natürliche Entwicklung an ein Ende gekommen ist. Die Evolution habe in den letzten 500 Millionen Jahren kein neues Prinzip mehr geschaffen. Es seien keine neuen Arten mehr entstanden. Die alten Spezies verzweigten sich immer weiter, und insgesamt schwinde die Vielfalt von der Erde. Solche Theoretiker stehen in einer Tradition, die bis zur jahwistischen Genesiserzählung und dem Topos von der alternden Welt zurückgeht.

Das Ich, das „Ich“ sagt

Doch auch die Frage nach dem Alleinsein ist inzwischen in den Neurowissenschaften zu einem häufig bedachten Phänomen geworden, weil die Frage nach dem Bewusstsein und dem Reflexions- oder dem Ichvermögen des Menschen mit dem Phänomen des Sozialen in der menschlichen Existenz beantwortet wird. Erst wenn ein Du, ein Gegenüber, ins Leben tritt, wird ein Ich fähig, „Ich“ zu sagen und „Ich“ zu erkennen.

All das führt zu einem Gedanken des Philosophen Odo Marquard. Ihm schien es, dass die Lebenswissenschaften im Sturmschritt ihrer Erfolge die eigene Historisierung übersehen haben und sie bis heute übersehen. Wenn wirkliche Entwicklungen erzählt, nicht nur in Grafiken dargestellt werden müssen, um verstanden zu werden, und wenn die Evolutionsbiologie sich dem Medium des Erzählens anvertraut, wird sie anderen Regeln unterliegen als denen des

bloßen Experiments. Die Evolution, meinte Marquard, werde noch immer „als Alleingeschichte auf den Menschen hin erzählt“. Für die Evolutionstheorie sei dieses „anthropische Prinzip“ jene Schwierigkeit, die für die geschichtsphilosophische Fortschrittstheorie der Eurozentrismus war. „Vielleicht gibt es schon irgendwo den evolutionsbiologischen Ranke mit dem Satz: ‚jede Art ist unmittelbar zu Gott‘; jedenfalls: die Evolutionsbiologie hat ihren Historismus noch vor sich...“

Wie die Menschen früherer Jahrhunderte nicht um unseretwillen auf der Welt waren, gelebt, gelitten, gelacht haben, gestorben sind, sondern um ihrer selbst willen, so könnte es sein, dass Pflanzen und Tiere und Steine nicht um unseretwillen geschaffen wurden, sondern um ihrer selbst willen,

„Es ist eine Intelligenz auf
höherer Ebene vorgegeben,
jenseits der Existenz des
Universums selbst.“

Carlo Rubia

dass nicht nur jede Epoche, sondern jede Art unmittelbar zu Gott ist und wir das uns gegebene *dominium terrae*, den Besitz der Erde, neu lesen und neu lernen müssen.

Seit bei Platon, Cicero, in der Stoa und bei Paulus die Lehre vom „Buch der Natur“ als „Spiegel und Selbstoffenbarung Gottes“ (Dieter Groh) entwickelt wurde, ist die Frage nach der Harmonie der Welt, der wohlgeordneten und vernünftigen, von einer höheren Intelligenz gestalteten Natur nicht mehr verstummt. Noch in jüngster Zeit findet sich vor allem bei Physikern immer wieder dieser eher subjektiv-emotionale Gottesbeweis. Er ist nicht weit unterschieden von der Lehre des erweckten Herzens, an welcher – gut im Sinne Kants – Jean Paul, Adalbert Stifter und andere gegen die andrängenden Evolutionslehren ihrer Zeit festgehalten haben. Albert Einstein (1879–1955) hat in seinem letzten Aufsatz über „Wissenschaft und Religion“ ein solches Glaubensbekenntnis abgelegt: „Meine Religion besteht in meiner demütigen Bewunderung einer unbegrenzten geistigen Macht, die sich selbst in den kleinsten Dingen zeigt, die wir mit unserem gebrechlichen und schwachen Verstand erfassen können. Diese tiefe, emotionelle Überzeugung von der Anwesenheit einer geistigen Intelligenz, die sich im unbegreiflichen Universum eröffnet, bildet meine Vorstellung von Gott.“

Ein jüngerer Nobelpreisträger, der Hochenergie-Physiker Carlo Rubia, sagte in der „Neuen Zürcher Zeitung“: „Wenn wir die Galaxien der Sternenwelt zählen oder die

Existenz von Elementarteilchen beweisen, so sind das wahrscheinlich keine Gottesbeweise. Aber als Forscher bin ich tief beeindruckt durch die Ordnung und die Schönheit, die ich im Kosmos finde sowie im Inneren der materiellen Dinge. Und als Beobachter der Natur kann ich den Gedanken nicht zurückweisen, dass hier eine höhere Ordnung der Dinge im Voraus existiert. Die Vorstellung, dass dies alles das Ergebnis eines Zufalls oder bloß statistischer Vielfalt sei, das ist für mich vollkommen unannehmbar... Es ist hier eine Intelligenz auf höherer Ebene vorgegeben, jenseits der Existenz des Universums selbst.“

Es mag sein, dass die Gewichte, die der französische Genforscher Jacques Monod (1910–1976) in der Entgegensetzung von Zufall und Notwendigkeit sah und die er zugunsten des Zufalls entschieden glaubte, sich durch die Entschlüsselung des Humangenoms vor einigen Jahren wieder stärker auf die Seite des Notwendigen verschoben haben. Aber von Biologen höre ich kaum ähnliche Lobreden auf die Verfassung der Natur wie von Physikern. Vermutlich nämlich sind die Welt und unsere Kenntnisse von ihr derart komplex geworden, dass wir diese Welt als Ganze nicht mehr denken können. Somit könnte der (emotionale) Beweis Gottes aus der Schrift seiner Schöpfung auch ein Fehlschluss sein, der die Größe Gottes minimiert.

Stern aus der Dunkelwolke

Die Zumutung des Glaubens heute ist nicht kleiner, sondern größer geworden. Denn sie verzichtet auf alle Fehlschlüsse und alle naheliegenden Parallelen von der Art „Und die Bibel hat doch recht“. Auch der Glaube sollte sich auf dem Niveau komplexen Denkens bewegen. Dann aber müssen wir mit Reinhold Schneider (1903–1958) feststellen: „Wir können nicht mehr aufblicken wie der fromme Kepler; was uns durchschauert, ist erhabene Sinnlosigkeit, leblose, kreisende Feuer, willkürlich ausgeschleudert und zusammengeworfen, in all ihrer Gewalt unter der Übermacht der Nacht.“ Der Dichter hat für sich am Ende eines auch im Denken angestregten Lebens einen Ausweg gefunden, der in seiner Radikalität die Schwachheit der Vernunft betont. Vielleicht kann tatsächlich, wie er meinte, in unserer Situation explodierender, erfahrungswissenschaftlicher Erkenntnisse und geringer universalisierend-zusammenbindender Kräfte, das Gebet stärker trösten als das angefochtene Denken und der ebenso angefochtene Glaube. Schneider: „Für mich ist die Offenbarung der Liebe ein personales Wort an den, der glaubt, der zu glauben vermag, kein Wort an die Kreatur, die Räume, die Gestirne, auch nicht an die Geschichte (so paradox dies zu sein scheint). Aus einer unbegrenzten kosmischen Dunkelwolke schimmert schwach ein einziger Stern; das muss uns genug sein; mehr ist nicht offenbart.“ Darüber und ob wir dies ertragen können, müssten wir nachdenken. ←

Der Text geht auf einen Vortrag in Erfurt zurück. In der vorliegenden Form ist er dem Buch „Wie viel Wissen brauchen wir? Politik, Geld und Bildung“ (Berlin 2007) entnommen und wurde leicht gekürzt. Wir danken dem Verlag Berlin University Press für die freundliche Abdruckgenehmigung.

Abaelards Gedicht-Gebete

In Zeiten, in denen Trauerarbeit immer dringlicher wird und die Kunst der Klage neu zu lernen ist, tut die Erinnerung an die geistliche Dichtung des Peter Abaelard gut.

Zu den großen Autobiographien der Christenheit gehört „Die Geschichte der Unfälle, der Kalamitäten“, die der geniale Philosoph und Theologe Peter Abaelard (1079–1142) geschrieben hat. Hochbegabt und von einer förmlich schon modern aufgeregten Intellektualität, fasziniert der junge Gelehrte in Paris zugleich durch seine Liebeslieder, die leider nicht erhalten geblieben sind. Die dramatische Liebe mit seiner um siebzehn Jahre jüngeren Studentin Heloisa wird aus den bewegenden Briefen deutlich, welche die beiden sich später auf Initiative Heloisas hin schreiben.

Wohl zeitgleich entstehen die Klage- lieder, die nun zweisprachig präsentiert und brillant erschlossen vorliegen. Alttestamentliche Dramen wie etwa die Geschichte von der vergewaltigten Jakobstochter Dina werden klagend mitvollzogen. Abaelards erstaunliche Einfühlung in die Situation gerade der Frauen lässt spürbar Heloisas Geschichte mit ihm anklingen, wie Ursula Niggli genau erschließt. Natürlich ist die Klagekultur der Psalmen stilistisch präsent. Aber Abaelards Gedicht-Gebete sind nur ganz selten explizit an Gott adressiert und erscheinen schon in der sprachlichen Gestalt als reflexive, bewältigte Trauer.

Nicht der affektive Gefühlsausbruch steht im Mittelpunkt. Es verrät den scholastisch gebildeten, dialektischen Denker, dass er in der Klage schon die Bedeutung des Verlustes anspricht, die Trauer begründet und die nun schmerzlich Vermissen lobend würdigt. Im Kontext des Briefwechsels Heloisas mit ihm erscheint die Frau in erstaunlicher Eigenständigkeit, mit ihrerseits klar reflektiertem Selbstbewusstsein und einem ganz erstaunlichen Freundschafswillen.

Niggli stellt die Lebensgeschichten der beiden anschaulich dar. Stets ist die feministische Perspektive der Abaelard-Forscherin spürbar, ohne je penetrant zu werden, sondern mit beispielhafter Einfühlung in die Texte und Kontexte dieser im Mittelalter einmaligen Geschichte. Diese 200 Seiten, wissenschaftlich grundsolide gearbeitet, sind durch Kommentar und die Rembrandt-Abbildungen in ihrer schönen Textgestalt auch bibliophil eine Kostbarkeit. Wenn Trauerarbeit lebensweltlich immer dringlicher wird und die Kunst der Klage christlich neu zu lernen ist, tut die Erinnerung an jene Achsenzeit gut, in der die Christenmenschen ihre Innerlichkeit und Affektivität gerade im Glaubensvollzug neu buchstabierten und die Geschlechterliebe neu erfanden. *Gotthard Fuchs*

Ursula Niggli
Peter Abaelard als Dichter

Mit einer erstmaligen Übersetzung seiner Klagelieder ins Deutsche (Francke-Verlag, Tübingen 2007, 223 S., 24,90 €).

GEDICHT

Respekt

Ich habe keinen Respekt
vor dem Wort Gott

Habe großen Respekt
vor dem Wort
das mich erschuf
damit ich Gott helfe
die Welt zu erschaffen

Rose Ausländer (in: „Das findet, wer Weihnachten sucht“, Verlag am Eschbach im Schwabenverlag, 2007).

An ihrer Seite – bis zum Vergessen

Sarah Polley hat einen erschütternden Film über das Schicksal von Alzheimer-Kranken gedreht und grandios die Würde der Ehe ausgeleuchtet.

Im Kino sind Schnee- und Winterlandschaften nicht selten: Bildkulissen für Vergänglichkeit, Abschied und Tod. Auch in dem Film „An ihrer Seite“ der kanadischen Regisseurin Sarah Polley ahnt das der Zuschauer schon in der ersten Einstellung. Von hinten beobachtet die Kamera ein älteres Ehepaar beim Langlauf durch eine malerische, unberührte und weitläufige Landschaft. Man sieht die parallele Ski-Spur, den weiten Weg, den sie gemeinsam zurückgelegt haben. Dann biegt die Frau (Julie Christie) an einer Kreuzung plötzlich rechts ab und verschwindet, während der Mann (Gordon Pinsent) allein im Bild bleibt. Eine eigentlich harmlose Szene – und doch eine erste Schrecksekunde. Denn das Weiß, in dem sich die Frau langsam verliert, ist so unendlich weit und kalt, dass es einen schaudert. Beim Abendessen sind die beiden, Fiona und Grant, wieder zusammen. Die Küche ist in warmes Licht getaucht. Er spült ab, sie räumt auf. Als sie die Pfanne in den Kühlschrank stellt, hält Grant kurz inne und blickt seine Frau besorgt an, die verlegen lächelt...

Sarah Polley braucht in ihrem herausragenden Debütfilm nur diese zwei kurzen Einstellungen, um zum Thema zu kommen: Fiona leidet an Alzheimer, jener tückischen, unaufhaltsam fortschreitenden Gehirnkrankheit, die mit scheinbar harmlosen Konzentrations- und Gedächtnisschwächen beginnt und in völliger Demenz und Hilflosigkeit endet. Ihr Mann Grant ahnt, dass nach 45 Ehejahren nun ein bitterer Abschied bevorsteht, dass sie versinken wird in eine Welt, zu der er keinen Zutritt hat.



Wenn der Vertraute ein Fremder wird

Fast die Hälfte des zweistündigen Films benutzt die Regisseurin, um diesen schweren Augenblick in allen Facetten auszumalen: das unumstößliche Wissen, dass es bald vorbei sein wird mit der gemeinsamen Zeit zu zweit und dass ihr nicht einmal ein Bild davon im Gedächtnis bleiben wird. Von wegen: Die Erinnerungen kann einem niemand rauben! Jedes Bild in diesem oberflächlich ruhigen, existenziell aber aufwühlenden Film hinterfragt unser Alltagsbewusstsein, unsere Ich-Erfahrung und lässt so sicher scheinende Begriffe wie Per-

sonalität und Identität als wacklige Konstrukte erscheinen. Was ist der Mensch?

Weil die Regisseurin ihre vorzüglichen Schauspieler nicht in ein melodramatisches Pathos treibt, weil sie mit Musik sparsam umgeht und weil sie auch der Versuchung widersteht, die Geschichte in Rückblenden zu erzählen, entfaltet der Film umso stärker seine enorme Wucht. Er weicht der Gegenwart nicht aus. Das Erstaunliche ist: Es stört gar nicht, dass man so wenig von Fionas und Grants gemeinsamer Vergangenheit erfährt. Denn die Art, wie sie miteinander essen, lesen, wandern, wie er sie beispielsweise zum Arzt begleitet, erzählt mehr von ihrer Geschichte als mancher Schnapp-



Ein Bild aus glücklichen Tagen

schuss. Doch nun beginnt langsam alles in Dunkelheit zu versinken. Was ist das für eine Zukunft, in der alles Gewesene hinter einer undurchlässigen Wand aus Nebel versinkt, ja ausgelöscht wird? „Alles, was wir tun müssen, ist, uns ein bisschen Würde zu bewahren“, sagt sie, als sie von ihrer Diagnose erfährt.

Besonders bewegend ist die Szene, in der sie ihm erklärt, dass sie in ein Heim gehen wird. Er will das nicht, sondern möchte sie zu Hause pflegen, aber sie sieht hellstichtig voraus, dass es über kurz oder lang keinen anderen Weg geben wird.

Mit derselben Konzentration, wie Sarah Polley im ersten Teil das Eheleben skizzierte, erzählt sie in der zweiten Hälfte vom Alltag im Pflegeheim. Dreißig Tage, so lautet die Anweisung der Heimleitung, darf Grant Fiona nicht besuchen, um ihr das Eingewöhnen in die neue Umgebung leichter zu machen. Grimmig akzeptiert er. Doch als er sie nach einem Monat wieder besucht, erkennt sie ihn nicht mehr. Er liest ihr aus altbekannten Büchern vor, verbringt Stunden im Aufenthaltsraum. Zwecklos. Seine Frau teilt ihre Zeit mit einem Mitpatienten, den sie möglicherweise für ihren Mann hält. In Grants Verzweiflung mischt sich leiser Argwohn: Will sich Fiona etwa an ihm rächen, indem sie ihn nicht beachtet? Oder ist es der „natürliche“ Verlauf ihrer Krankheit?

„An ihrer Seite“ ist ein leises Meisterwerk, schauspielerisch wie dramaturgisch. Ohne vorschnelle Antworten, aber auch ohne Wut oder bodenlose Verzweiflung setzt es die Vergänglichkeit ins Bild, dringt vor bis zur tiefsten Frage des Menschen, zur letzten Frage aller Liebenden: Was bleibt? *msc*



DIE SCHRIFT
Pastoralbriefe (15)

Wann und wo verfasst?

Mit der Frage nach Zeit und Ort der Abfassung wird die geschichtliche Einordnung der Pastoralbriefe abgeschlossen. Meist wird von einer Entstehung um 100 nach Christus ausgegangen.

Dafür spricht, dass die Gemeinde- und Amtsstruktur auf ein Zwischenstadium zwischen der ersten und zweiten christlichen Generation einerseits und den Zeugnissen des frühen Kirchenvaters Ignatius von Antiochien andererseits hinweist. Die Leitung der Gemeinde durch den einen Episkopos (Bischof), die nach den Zeugnissen des Ignatius verwirklicht ist, wird von den Pastoralbriefen noch als Ideal angestrebt. Ein weiteres Argument setzt an der Rezeption der Briefe an, also der Frage, in welchen altkirchlichen Schriften auf sie Bezug genommen wird. Lässt sich etwa zeigen, dass der Kirchenvater Polykarp von Smyrna um 140 die Pastoralbriefe benutzt hat, ist deren Entstehung um das Jahr 100 plausibel und eine wesentlich spätere Abfassung kaum zu begründen. Die Fiktion, das von Paulus Gesagte solle über seinen Schüler an Gemeindeverantwortliche weitergegeben werden (2 Tim 2,2), deutet außerdem darauf, dass die eigentlichen Adressaten zur dritten christlichen Generation gehören.

Doch keines dieser Argumente ist zwingend. Dass die Ignatiusbriefe wirklich aus der Zeit vor 117 stammen, ist in der Forschung umstritten. Auch eine Entstehung um die Mitte oder in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts wird vertreten. Ebenso unsicher ist, ob Polykarp in seinem Philipperbrief tatsächlich auf die Pastoralbriefe zurückgegriffen hat. Ausdrücklich vermerkt ist ein solcher Bezug nicht. Das Argument aus der Generationenfolge bleibt zwiespältig, da dem zweiten Timotheusbrief (1,5) zufolge der Apostelschüler bereits zur

dritten Generation der Gläubigen gehört. Früher als um die Jahrhundertwende lassen sich die Pastoralbriefe nicht ansetzen, und eine noch spätere Entstehung ist nicht auszuschließen.

Geht man in die Zeit um 140, ist leichter erklärbar, dass die gegnerische Gruppe im ersten Timotheusbrief (6,20) der Gnosis zugeordnet wird (vgl. CIG Nr. 42 / 2007). Diese religiöse Strömung wird um die Mitte des zweiten Jahrhunderts erstmals literarisch greifbar. Man kann also die Entstehungszeit der Pastoralbriefe nicht so genau eingrenzen, wie es für eine geschichtliche Einordnung wünschenswert wäre.

In der Frage, wo die Briefe verfasst wurden, stehen sich im Wesentlichen zwei Vorschläge gegenüber: Kleinasien, genauer Ephesus, und Rom. Für die Reichshauptstadt ließen sich vor allem Berührungspunkte zu einem Brief anführen, den die römische an die korinthische Gemeinde geschrieben hat: der Klemensbrief, der meist auf 96 datiert wird. Die Parallelen, wie Amtsverständnis, Zurückdrängung von Frauen, positives Verhältnis zum Staat, sind jedoch kaum so spezifisch, dass sie für den Abfassungsort auszuwerten sind.

Deshalb dürfte im Ganzen mehr für Kleinasien sprechen, den Westen der heutigen Türkei. Ephesus wird recht häufig genannt (1 Tim 1,3; 2 Tim 1,18; 4,12), auch die Provinz Asia (2 Tim 1,15). Der Adressat der Timotheusbriefe hält sich der Fiktion zufolge in Ephesus auf. Tychikus schließlich, erwähnt im zweiten Timotheusbrief (4,12) und im Titusbrief (3,12), ist auch in anderen neutestamentlichen Schriften mit Kleinasien und Ephesus verbunden (Apg 20,4; Eph 6,21; Kol 4,7). Ein sicheres Urteil über den Abfassungsort lässt sich auf der Grundlage solcher Überlegungen aber nicht fällen. *Gerd Häfner*

Einer richtet den anderen auf

Das Jahr ist noch jung. Nach den Festtagen laufen die Uhren weiter, als wäre nichts geschehen. Wir fragen uns: Wie neu ist das neue Jahr? Mich erinnert dies an das Buch des Predigers, auch Kohelet genannt. Wir lesen bei ihm Sätze wie: „Alles ist sinnlos, Haschen nach Wind ... Es gibt nichts Neues unter der Sonne ... Je mehr der Mensch sich müht, desto weniger wird er finden ... Besser ist der Tag eines Todes als der Tag einer Geburt.“

Die Stimmung, die aus diesen Sätzen spricht, ist wahrscheinlich keinem von uns ganz fremd. Wir kennen Augenblicke, in denen wir geneigt sind, dieser Einschätzung des Lebens beizupflichten. Allerdings sieht der Autor Spuren der Hoffnung, wo der Einzelne mit seinen

Mühen und Plagen nicht allein bleibt, wo er für den anderen aufmerksam wird, sich ihm zuwendet: „Zwei sind besser als einer allein, denn wenn sie fallen, richtet einer den anderen auf.“

In dieser Spannung steht unser Leben. Sie wird uns gerade im Wechsel von einem Jahr zum anderen bewusster als sonst. Die Worte Kohelets können gerade in ihrer Nüchternheit davor bewahren, dass wir uns abfinden mit einem Alltag ohne Visionen oder dass wir fliehen in realitätsferne Träume. Die Zuwendung zum anderen ist der sicherste Weg, um dem einen wie dem anderen zu entkommen.

Dietmar Bader (in: „Gedanken finden und weitersagen“, Kunstverlag Josef Fink, Lindenberg 2007).



LITURGIE IM LEBEN

Berührungen

U nser vorweihnachtlicher Gottesdienst in der Schule stand unter dem Wort: „Da berühren sich Himmel und Erde“. Ein kleiner Lehrerchor stimmte das gleichnamige Lied an, das wohl nicht nur jungen Menschen etwas sagen kann: „Wo Menschen sich vergessen, die Wege verlassen und neu beginnen, ganz neu, da berühren sich Himmel und Erde...“ Es war ein bereichernder Gottesdienst, gesammelt und heiter. Und gerade das Motto, die himmlisch-irdischen Berührungen, diene als ein anspruchsvoller Leitfad. Ob in der Lesung aus dem Propheten Jesaja, in einem anmutigen Stück für die Querflöte oder in der alten Legende von den zwei Mönchen, die aufbrechen, um den Ort zu finden, wo sich Himmel und Erde berühren – die Ahnung, dass Himmlisches und Irdisches nicht hoffnungslos getrennt sind, bestimmte diese Stunde. Vielleicht auch die Einsicht, dass wir uns ausstrecken, den Blick nach oben freihal-

ten müssen. Denn nichts ist einfacher und unglaublicher zugleich, als „Weihnachten“ zwei Tage lang zu feiern, um es dann zwölf Monate später wieder auferstehen zu lassen. Nein, Himmel und Erde werden sich auch im Februar und im August zu berühren haben, nicht nur zur Weihnachtszeit.

Die *Taufe des Herrn*, kurz nach dem Weihnachtsfest gefeiert, ist ein weiteres Epiphaniest, eine weitere Berührung des Himmlischen inmitten des Irdischen. Derjenige, der sich irdisch taufen lässt, ist der „geliebte Sohn“ (Mt 3,17). Derjenige, der die Gerechtigkeit Gottes erfüllen möchte, ist selbst ein Gerechter – und gerade deshalb der alles entscheidende Berührungspunkt. Wenn er aufbricht, um in Galiläa und Judäa von der Nähe Gottes zu künden, ist er der „Ort“, wo Himmel und Erde sich berühren. Die christliche Berufung, kühn wie sie ist, lädt die Getauften ein, dort heimisch zu werden. *Christian Heidrich*

FEST DER TAUFES DES HERRN (A), ERSTER SONNTAG IM JAHRESKREIS, 13. JANUAR 2008

1. Lesung: Der Knecht des Herrn bringt das Recht (Jes 42,5a.1–4.6–7).

2. Lesung: Petrus erkennt, dass Gott seine Botschaft an alle Völker richtet (Apg 10,34–38).

Evangelium: Jesus lässt sich von Johannes taufen (Mt 3,13–17).

AN DEN WERKTAGEN:

Mo., 14.1.: Montag der ersten Woche im Jahreskreis, Les.: 1 Sam 1,1–8, Ev.: Mk 1,14–20.

Di., 15.1.: Les.: 1 Sam 1,9–20, Ev.: Mk 1,21–28.

Mi., 16.1.: Les.: 1 Sam 3,1–10.19–20, Ev.: Mk 1,29–39.

Do., 17.1.: hl. Antonius, Mönchsvater in Ägypten, Les.: 1 Sam 4,1b–11, Ev.: Mk 1,40–45.

Fr., 18.1.: Les.: 1 Sam 8,4–7.10–22a, Ev.: Mk 2,1–12.

Sa., 19.1.: Les.: 1 Sam 9,1–4.17–19; 10,1, Ev.: Mk 2,13–17; oder Mariengedächtnis am Samstag.

Stundengebet: erste Psalmenwoche.

NEUE BÜCHER
GESPRÄCH DER RELIGIONEN

Jochen Frank

Anleitung zum Dialog

Grundlagen interreligiöser Verständigung (Verlag Otto Lembeck, Frankfurt am Main 2007, 207 S., 18,90 €)

Emma Brunner-Traut (Hg.)

Die Stifter der großen Weltreligionen

Echnaton, Zarathustra, Mose, Jesus... (Herder, Freiburg 2007, 222 S., 9,90 €)

Michael von Brück

Ewiges Leben oder Wiedergeburt?

Sterben, Tod und Jenseitshoffnung in europäischen und asiatischen Kulturen (Herder, Freiburg 2007, 318 S., 19,90 €)

Alexander Görlach

Der Heilige Stuhl im interreligiösen Dialog mit islamischen Akteuren in Ägypten und der Türkei

(Ergon Verlag, Würzburg 2007, 244 S., 35 €)

Hiltrud Schröter

Das Gesetz Allahs

(Ulrike Helmer Verlag, Königstein 2007, 284 S., 19,90 €)

AUS DEN LESERBRIEFEN
Atheisten und Glaubende

Zu der Problematik der sich rasant ausbreitend „Weltreligion“ Atheismus und zu der Frage nach der Befreiungstheologie für die Gebildeten unter den Nicht-mehr-Glauben-Könnenden (vgl. Kommentar in CIG Nr. 49/2007) möchte ich einen Satz des französischen jüdischen Religionsphilosophen Emmanuel Lévinas zitieren: „Der jüdische Monotheismus preist nicht eine heilige Macht, ein Numen, das über andere numinose Mächte triumphiert, aber an ihrem verborgenen und geheimnisvollen Leben noch teilhat... Der Monotheismus bricht mit einer bestimmten Auffassung des Heiligen. Weder vereinheitlicht noch hierarchisiert er diese vielen numinosen Götter, er negiert sie. Gegenüber dem Göttlichen, das sie verkörpern, ist er schierer Atheismus“ (in: „Schwierige Freiheit. Versuch über das Judentum“).

Lévinas zufolge sind also Gottesglaube und Atheismus nicht unbedingt unvereinbar. Der Unglaube schlechthin zeigt sich im Götzendienst. Vielleicht könnte es zu einem befreienden und zufrieden stellenden Dialog zwischen Atheisten und Gottesgläubigen kommen auf der Basis dessen, was Glaube nicht ist und was auch heute noch Götzendienst bedeutet: Die Verabsolutierung von Dingen (Macht, Prestige, Sicherheit...), denen dieser Rang nicht gebührt. *Annette Gunkel, Grenzach-Wyhlen*

Stille Nacht?

Ehrenwerte Versuche, den Text von „Stille Nacht“ dem jeweiligen Zeitverständnis von Weihnachten anzupassen (vgl. CIG Nr. 51/2007, S. 426), gab und gibt es immer wieder. Doch ich glaube, bei diesem Gedicht muss man die Urhebererschaft und den Autor respektieren, der gewisse Aspekte der Nacht von Bethlehem aus seiner Sicht darstellte und zum Lied verdichtete.

Warum sollte man dem göttlichen Menschenkind, das gerade seine größte Kraftanstrengung als Mensch, seine Geburt, hinter sich hat, nicht einen erholsamen, „himmlischen“ Schlaf wünschen? Außerdem wundere ich mich, dass man nicht auch mit gleicher Inbrunst, mit der man den Text von Joseph Mohr kritisiert, gegen die zahllosen Bilder, die vom Mittelalter an bis weit in die Neuzeit hinein zur Nacht von Bethlehem gestaltet wurden, Stellung bezieht. Noch nie hörte ich den Vorschlag, eine Darstellung der Heiligen Nacht, zum Beispiel von Raffael, zu übermalen, damit es mit der derzeitigen exegetischen Deutung konform geht.

Ein Vorschlag zur Versöhnung: Viel-

leicht kann in der Neuauflage des „Gotteslobes“ neben dem Originaltext von Joseph Mohr auch die Neufassung von Silja Walter als Alternative aufgenommen werden. *Klaus Riedlberger, Forchheim*

Dichter-Wettkampf

Beim Lesen des Textes von Silja Walter habe ich das Gefühl: Das ist eine lobenswerte Verhandlungsbasis. Bei etlichen Stellen würde allerdings mein feierliches Singen von Fragezeichen unterbrochen werden. Darum mein Vorschlag: Liebe gläubige Dichter, macht euch ans Werk zu einem edlen Wettkampf.

Man könnte im neuen „Gotteslob“ zwei Fassungen zur Auswahl anbieten: in der Mette alt, am Weihnachtstag neu. *Benedikt Rucker, Cham*

Das kraftvolle Original

Schon im jetzigen „Gotteslob“ sind einige kraftvolle dichterische Liedtexte im Vergleich zu vorhergehenden Gesangbüchern korrigiert worden. Die „neuen“ Texte sind moderner, oft auch in einem vordergründigen Sinne „korrekter“, aber fast immer deutlich weniger poetisch als die Originale.

Bei einem Lied, das einen Bekanntheitsgrad hat wie „Stille Nacht“ ist außerdem besondere Vorsicht geboten. Der vorgeschlagene Text von Schwester Silja Walter eignet sich nicht. Da reimt sich in der ersten Strophe „Lied“ auf „nicht“, die dritte Strophe ist mehr eine theologische Abhandlung im Staccato-Stil als ein Gedicht, und noch manches mehr ließe sich kritisch anmerken. Natürlich ist auch der Originaltext kein Höhepunkt deutschsprachiger Dichtkunst. Trotzdem sollte man ihn nicht zum Opfer einer übertriebenen „theological correctness“ werden lassen.

Jürgen Schulze-Herding, Velen

AUTOREN DIESER AUSGABE

Thomas Meurer, Dr. theol., Dozent für Praktische Theologie in Münster

Albert Gerhards, Dr. theol., Professor für Liturgiewissenschaft in Bonn

Wolfgang Frühwald, Dr. phil., Professor für Neuere Deutsche Literaturgeschichte

Gerd Häfner, Dr. theol., Professor für Biblische Einleitungswissenschaft in München

Christian Heidrich, Dr. theol., Publizist

IMPRESSUM

CHRIST IN DER GEGENWART
Katholische Wochenzeitschrift
Begründet von Karl Färber.

Verlag Herder

Postanschrift:
D-79080 Freiburg i. Br.
2065 ISSN 0170-5148

Chefredakteur: Johannes Röser.

Redakteure: Jürgen Springer, Michael Schrom (BILDER DER GEGENWART)
Hermann-Herder-Str. 4, D-79104 Freiburg,
Tel.: 0761/2717-276. Fax: -243. E-Mail: cig@herder.de.

Abonnentenservice: Tel.: 0761/2717-200. Fax: -222; E-Mail: aboservice@herder.de.

Anzeigen und Beilagen: Friederike Ward. Preisliste Nr. 32. Tel.: 0761/2717-220.

Fax: -426; E-Mail: anzeigen@herder.de.

Verlag: Herder GmbH, Freiburg. **Druck:** fgb · freiburger graphische betriebe.

Preise (unvbl. Empfehlung, inkl. MwSt.): halbjährlich 38,50 €; für Studenten 27,20 €

(jeweils zzgl. 12,48 € Versand). Kündigungsfrist: 4 Wochen zum Ende des

Berechnungszeitraums (je 6 Monate). Gedruckt auf umweltfreundlichem Papier. 

www.christ-in-der-gegenwart.de